

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

10 (13.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Packeis

Der Fischdampfer „Odin“ lag fest am Pier unter Dampf. In einer halben Stunde sollte das Schiff ins Nordliche Eismeer zum Fang auslaufen. Auf mehrere Wochen müssten die Seeleute ihren gewohnten Beruf ausüben. Der Winterfang stellte außerordentliche Anforderungen an Schiff und Besatzung; konnten doch nur die härtesten Dampfer und die erprobtesten Matrosen den Fischfang hoch im Norden durchhalten.

Kapitän Holt trat auf die Brücke, warf einen kurzen Blick auf die Uhr und rief den Maschinentelegraphen herum. Kurz darauf erbebt das Schiff leise von den in Gang gesetzten Maschinen. Ein dumpfes Heulen der Schiffsheere zerriß den klaren Wintermorgen, und schon flammten die Kommandos des Kapitäns über die Brücke. In wenigen Minuten waren die Trossen losgeworfen. Langsam arbeitete die Schraube. Der Dampfer stieß ab. Bald nach dem Schleusenaustritt erreichte der „Odin“ freies Wasser, und die Maschinen arbeiteten mit voller Kraft. Nordwärts stand der Bug des Schiffes. Was dem Mannschiffslogis kamen die legendären Töne einer Siebharmonika, die ein Matrose der Freimade spielte: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiederleben...“

Drei Wochen waren seit der Ausreise vergangen. 21 Tage war der kleine Dampfer schon in See. Der Fang war reich in diesen Tagen, aber auch gefährlich. Das ganze Schiff war von den Masten bis zur Wasserlinie mit einer dicken Raubtreibschicht bedeckt. Nur vier schwere Mühen gelang es den Fischern, das riesige Schichten an Bord zu senken. Die schneidende Kälte traf sie leicht, durch die dicke Raubtreibschicht der Leute. Und Ruhe gab es nicht. Ununterbrochen pflügte der Dampfer durch die See, das Meer hinter sich her schleppend. Der kleine gubelne Ofen im Mannschiffslogis glühte ständig, Tag und Nacht.

Am 24. Tage, es war Sonntag, kam schöneres Wetter auf. Die Fischen legten ihre Köpfe auf und rannten gierig gegen den eingezogenen Fischdampfer an. Einige Vogelstößen schlugen durch die Luft. Kapitän Holt mußte das Fischen einstellen, wollte er nicht Gefahr laufen, die Kesselröhre zu brechen. Von Stunde zu Stunde nahm die Gewalt des Unwetters zu. Der Sturm wuchs zum Orkan, doch tapfer nahm der kleine Fischdampfer den Kampf mit dem Wetter auf. Er wehrte die überkommenden Brecher stets ab und richtete seinen Bug wieder auf. Die Nacht brach früh herein...

Gegen 2 Uhr nachts verspürten die Seeleute einen starken Ruck durch das Schiff und gleich darauf ein merkwürdiges Schlingern. Dann verstummte das Geräusch der Maschinen. Kapitän Holt, der eben die Wache übernommen hatte, stürzte eilig in den Maschinenraum, um die Ursache des Stoßes festzustellen. Unten kam ihm der erste Maschinist schon entgegen. „Die Schraube muß gedreht sein, Kapitän“, waren seine bedeutungslosen Worte. Holt bekam einen Schreck, dann war sein Schiff so gut wie ein Wrack. Ohne Schraube konnte der Dampfer keine Seemeile fahren. „Lassen Sie sofort alles unterbrechen, Kapitän“, befahl Holt, „und melden Sie mir die Sache!“

Als Holt wieder an Deck kam, fragten ihn die Matrosen nach der Ursache des Rucks, und weshalb die Maschinen nicht arbeiteten. Ein Betzer habe gesagt, die Schraube sei gebrochen. Holt wollte die Leute nicht ohne Grund beunruhigen und gab eine ausweichende Antwort. Im Stillen hoffte er, die Meldung des Maschinisten möge falsch sein. Doch seine Hoffnung trug. Willens konnte keine Befürchtung nur bekämpfen. Die Schraube war fort, das Schiff mußte treiben. Sofort ging Holt in den Rumpf und ließ einen Funkpruch an die Reederei hinausgehen. Gleichzeitig befahl er dem Funker, in kurzen Abständen den internationalen Hilferuf der in Seenot befindlichen Schiffe zu senden. — SOS... SOS... — so klang der Ruf in der Kabine ununterbrochen in die Welt. Unterdessen wütete der Orkan weiter. Das heuerlose Schiff war nun schutzlos den Gewalten preisgegeben. SOS... Save our Souls... Rettet unsere Seelen... so klang der Notruf, der unerbittlich dem „Odin“ in den Aether hinausging.

In bestimmten Abständen verlor die Kapitäns die Lage des Schiffes zu ermitteln, doch war es ihm nicht möglich. Kein Stern war am Himmel zu sehen, nach dem er sich hätte richten können. Über die Magnetnadel ließ Schiffe zu, die Kapitän Holt nachdenklich und sorgsam hinunter. Der Orkan weckte den hilflosen Fischdampfer mit furchtbarem Gemisch nach Norden. Der Tag brach herein, und die Dunkelheit wich einem fahlen Schein. Beim Anbruch des neuen Tages hat der Sturm nicht ab. Mit gleicher Kraft wehte die frühlingshafte See, die heutzutage Wellen, die sich über den treibenden Dampfer warfen. Im Mannschiffslogis kam eine lärmende Stimmung auf. Jüngst wußten die See-

leute, daß die Schraube verloren gegangen und der „Odin“ nur noch ein Wrack war. Sie hofften stillschweigend auf Rettung durch ein anderes Schiff. Als auch dieser Tag zur Neige ging, rief Kapitän Holt den Steuermann, den Bootsmann und den ersten Maschinisten in seine Kabine. Mit ernstlichen Worten teilte er seinen Befehl die Befürchtung mit, die ihm das feste Treiben nach Norden zu erkennen gab. Das Schiff konnte so weit abgetrieben werden, daß jede Aussicht auf Rettung vollkommen fern lag. Die Seeleute beschloßen, den Dampfer zu halten und den Sturmanker auszuwerfen. Sofort ließ Holt Loten, um die Wassertiefe zu ermitteln. Dann trat er die Vorbereitungen zum „Fallen Anker“. Eine besonders starke Trosse wurde mit der Kette verbunden. Der schwere Anker gurgelte in das bewegte Meer. Der „Odin“ lag fest.

Die Hoffnung auf Rettung durch den Sturmanker erwies sich als trügerisch. Der Sturm brach die Kette wie eine Glasschnüre und jagte den kleinen Dampfer wieder vor sich her wie vor dem. Da gab Kapitän Holt den Kampf auf. Nur der Funker lebte noch sein SOS in die Welt.

Fünf Tage hatte der Sturm angehalten. Der „Odin“ lag fest im nördlichen Eismeer. Drei Mann der Besatzung hatte der Sturm verschlungen. Sie waren von einer Sturzwelle erfaßt und über Bord geworfen worden. In Rettung der Matrosen war kein Gedanke gewesen; so alart war die Eislage, die den Dampfer überzog, und so raub war das Meer. Ohne einen Schrei waren die Männer verunglückt, ohne sich lange zu quälen, denn sie wußten, Hilfe konnte an Bord keiner bringen. Am dritten Tage nach dem Bruch der Ankerkette war der Fischdampfer aus Eismassen gefahren. Erst sah das Meer nur leicht über sich aus. Aber von Stunde zu Stunde verdichtete sich die Schicht, bis der Dampfer nicht weiter konnte. Das Eis hielt ihn mit eisernen Klammern. Diese Gefahr hatte Holt kommen sehen, und er richtete das Leben auf dem treibenden Schiff danach ein. Die Lebensmittel wurden in kleineren Mengen ausgegeben, Kohle nur ganz langsam verbrannt. Diese Maßnahme war richtig, denn immer dichter preßte sich der Eisgürtel um den Fischdampfer, der unter der erdrückenden Schwere von Zeit zu Zeit tief aufschobte. Stellenweise sprangen unter Deck schon die Nietenköpfe ab. In der Ferne erblickte die eingeschlossene Seele die phantastischen Gebilde riesiger Eisberge, die sich drohend auf den „Odin“ zu schoben. Das Polarlicht machte die Nacht zum Tage und vergrößerte die Langeweile, die sich nun auch bei den Leuten einstellte, immer mehr. Das Packeis streckte seine gierigen Arme nach den Menschen aus. Mit Schreden stellte Kapitän Holt fest, daß trotz der Rationalisierung der Nahrungsmittel die Vorräte mit unheimlicher Schnelligkeit schmolzen. Eines Tages brachte der Koch die befürchtete Meldung: „Die Konserven und Kartoffeln sind alle!“ Jetzt blieb es für die Besatzung, sich in der Lebensweise umzustellen. Holt organisierte einen Kochdienst. Mehrere Leute mußten auf das Eis hinaus und auf Tiere Jagd machen, die zur Ernährung der Leute geeignet waren. Aber schon bald gab Holt den Gedanken an eine erträgliche Jagd auf. Es lohnte sich nicht, auf das Eis zu gehen; die jagbaren Tiere fanden sich nicht.

Nach drei Monaten verließ die ganze Besatzung das eingeschlossene Schiff, um auf dem Wege über die Eisfelder das Festland zu gewinnen. Nur Holt und der Steuermann haben das Auslöse des Begleitens ein und blieben an Bord. Von dem Fischdampfer „Odin“ und seiner Besatzung hat man niemals wieder etwas erfahren. Das ewige Eis hat alle verschlungen...

Heinz Jacobs.

Der neue Film

Nachdenkliches über ein verlorenes Jahr

Zunächst: das Jahr des Unheils 1930 brachte uns die fänende Waghalsigkeit und so scheint es für die Entwicklung des Tonfilms nicht leicht doch nicht ganz verloren. Aber diese irrenden Aktrifanten sind weniger ein Produkt des verarmten künstlerischen Empfindens, als der verfallenen Technik — und die stand nie es als Reportagen sein sollten. Die übrigen Faktoren der Jahresbilanz sind erst recht alle andere als „aktin“ zu nennen. Viele andere, unterhaltende Spielereien sind dabei, die wohl Mühe machten, aber ihre Routinearbeit füllte nicht über ihre Einfalligkeit hinweg. Die Erich-Weiser-Produktion der „Alfa“, die gewiss nicht die schlechteste Seite dieses Unternehmens darstellt, hat den

einen Marquis oder Grafen oder einen Fürsten? Mit 40 und einer halben Million Francs! 40 und eine halbe Million Francs bedeuten jede Vergangenheit zu. Sehe, warum sollte aus der Königin der Cagales nicht eine würdige Fürstin werden? Warum nicht?

Sie blieb vor dem Tisch stehen und liebte die Scheine mit den Werten. Wenn Père Jouse nicht gekommen wäre, würde sie jetzt vielleicht schon tot sein. Die Vital hatte sie völlig untergezielt. Kapitän war sie, vollkommen ausgepumpt. Sie sicherte sich die Luft. Sou! war der Teller durch die Luft gefüllt mit der roten gelben Eisbrüche und Klack auf das neue Kleid der Dicken. Sie würde es ihr erlesen.

Ihre Augen blickten auf der Jade Peters batten, an die sie gestern einen abgerissenen Knopf genäh hat. Sie packte sie, schmeckte sie auf den Boden und trat darauf herum mit zorntrampelnden Füßen in der ohnmächtigen Rut der Verschmähten.

W, au!, daß sie den couillon noch nicht abbeiratet hatte. Dann gedachte ihm das Geld mit. Ihr Geld! Ihre 40 und eine halbe Million Francs. Und —

Da klingelte es. Sie lauschte erschreckt auf. Räuber —, Wörder, die ihr Geld wollten! Sie riefte die Scheine zusammen, packte sie gebündelt unter die Matrasse. Schlich hinaus. Wieder klingelte es. Ihre kurzschäftigen Sinne hörten den Atem eines Mannes durch das Holz der Tür.

„Wer ist da?“ fragte sie heiser, erstarrt.

„Ich.“

Sie fiel gegen die Tür. Es dauerte lange, bis sie barfuß durch das Holz klopfen konnte: „Was willst du hier?“

„Kein will ich“, lachte er fröhlich und beherzt.

Da öffnete sie. Er trat ein, fröhlich ihr lächelnd über Arm und Schulter und schritt voran ins Zimmer. Sie schloß rasch hinter sich. Er war wortlos an. Etwas an ihm war ihr fremd, etwas Unheimliches. Hatte er getrunken? Er schien ihr berauscht und doch nicht gemein betrunken. In den Augen funkelte etwas Neugieriges, um die hohe Stirn mit den Gesichtsbildern webte etwas wie eine Freude, ein Leuchten. Seine Gestalt war gerecht.

„Madel, Chérie“, rief er mit einer krautvollen Stimme, die sie nie an ihm gehört hatte, in der ein Jubel vibrierte. Jetzt fiel er auch auf, wie kräftig er aussah, geradezu blühend, ganz anders als heute morgen, als er fortgegangen war. Was war mit ihm geschehen? Sie horchte ihn launisch an.

„Du“, diese neue Stimme schmeitzte wie eine Danksage, „ich kann

„Liebeswaller“. „Die Drei von der Tankstelle“ und nun auch die „Einbrecher“ herausgebracht. Holländer hat wieder charmante Musik dazu geschrieben, Kühmann ist wieder prägnant komponiert. Wills kritisch und die Darsteller sind wieder diejenigen welche, und da man weiß, daß dieses traditionelle Liebespaar sich am Ende immer kriegt, nimmt das der etwas verbehten Handlung die Pointe. Man kann nicht immer über denselben Witz lachen, aber wenn er gut ist. Auch nicht, wenn dieser Witz „Ein Herz auf der Hand“ heißt und sich mit dem Untertitel „musikalische Burleske“ entschuldigt. Den Minnesänger Wills Forst hat zwar ein entzückendes Propagandamann einmal den „deutschen W. Konion“ genannt und Robert Stolz komponiert ausgesprochen sentimentellen Tango oder „Liebe oben“. Der Sommerfilm „Operettenreife“ sieht hier „Drei Herzen im Dreiviertelakt“ und „Ein Tango für dich“ gegenüber. Und was dem einen recht ist, ist der Konkurrenz billig. Aber Wiederholungen unterstreichen nicht, sondern schmächen ab.

Das psychologische Charakterdrama, wie man es schon sagt, ist sich mit seinen Mien und Vertiefungen des bürgerlichen Individualismus auch dieses Jahr gehalten und hat in den letzten Tagen ein sehr bezeichnendes Exemplar auf die Leinwand gebracht. „Boofort“, eine Jugendtragedie. Diese Jugend, die sich darin mit Problemen herumschlägt, ist so wenig lebendig und gegenwärtig wie die Welt des Films und seine Menschen überhaupt. Primarität die an alten Standesgefühlen franten oder an überfeuertem Ehrgeiz sturande gehen. Warum leuchtet man nie in das Leben der jungen Proletarier, wenn interessiert denn die feilliche Vertiefung dieser delatenden Herrentöndchen? Ist es handhabbar das der deutsche Film seit jeher: entweder literatenhaft „feillich“ oder operettenhaft verlogen — über die mannigfachen „feillichen“ Vorzüge der Wirklichkeit ist man hinweg.

In einem größten Kino hat Eugen Berger, der gegen seine unheimliche Konkurrenz die Leute unter patriotischen Rufem auf die Straße trieb (im Krieg war das so im Großen). Das „Hilfenkonkret“ von „Gansioici“ angeht. Hier gibt es alles, womit man uns in Jahren selbst hat: den frischen Geist, den strammen Willen, die Fehlfähigkeit von Otto Gebühr, die Garde, die die Haden zusammenreißt, im Hintergrund den siebenbürgischen Arka. Damit auch die anderen „alten“ Seiten von Friedrichs gezeigt werden, wird die Historie mit Märchen geschmückt — Friedrichs, der die heftigste Situation mit seinem Hilfenkonkret ins Gleichgewicht bringt und gar die Frau seines Adjutanten vor einem Seitenritzen dominiert. Sämtliche Tanten des vaterländischen Frauentums haben: deutsche Treue, prächtiger Geist und über allem der arme König. Das nichts als mißverständliche Geheiß ist, wiffen die vaterländischen Frauentumskinder anders nicht, denn Friedrich war sozusagen ein Teil des Publikums, der historisch besser informiert ist, protestierte gegen diesen neuen Versuch der Volksverdummung — und so wurde aus dem Hilfenkonkret ein „Hilfenkonkret“, nach dem Altheilberatomantill und Geheißliteratur seit Jahren die Weltung un, konnte es gelingen, das vom Jahresende „Werden nichts Neues“, ein Film, der vom Krieg den Zunder der Verlogenheit rih, unterdrückt wurde. Statt dessen letzte das dem betroffenen Theater den neuen Anna Andras-Schwanz. „Eine Frau“ ist, so sollte wie du“ auf das Programm. Hier ist die ganze Welt vor einem weissen Karmelid die Rede, das sich in eine hochschichtliche Wohnung verirrt. Und dieses Karmelid und die hochschichtliche Wohnung erinnern den schicklichen Kulturminister — Gosbels lieb keine Stinkbomben werfen.

Witz und Humor

Die Bretter, die die Welt bedeuten

Luftige Theater-Aneddoten

Abels Sandrad, die immerhin eine Gebirgsrinne ist, erklärte eines Tages auf einer Probe, die wieder einmal bis in die letzte Minute dauern sollte: „Alles das ist das feinsten, das ich eine Probe mitgemacht habe. Meine Schreier Marianne hat mich mit dem ausgemacht, weil ich so spät nach Hause kam; sie laßt mich nicht für mich und will mich zum Theater fernnehmen, wenn ich unzufrieden bin.“

Die Komikerin, die trotz ihres Alters über ein nicht allfälliges Temperament verfügt, geriet eines Tages mit ihrem Heißblut wegen der Aufführung einer Rolle in Meinungsverschiedenheit mit einer besessenen Auseinandersetzung führten. Wüstlich drohte sich Abels unbeschreiblich würdevoll ab und erklärte: „Wenn nicht eine so vollendete Dame wäre, würde ich jetzt lachen, sie laßt mich...“

wieder arbeiten! Du, Beside, arbeiten, schaffen, schütten! Ich alles verborgenes Wrack, das ich schon als altes Eisen haben wollte. Ich kann wieder arbeiten. Da oben im Himmel fallen schlaue die Gangellen haushohle Wellen. Was laßt die Madel?!

Das Madel sagte nichts. Es blickte nur schlafwandlerisch gefesselt auf ihn.

Er stieß die Arme zur Decke. „Noch nichts tot in mir — aber noch da — es lebt, es ruft, es kräftigt in mir.“

„Was brüllt in dir?“ fragte ihre ruckige Stimme.

Die Arbeit, Mensch, heute früh ging ich zum Hafen, kaufte eine Zeitung, heute mich wie immer schlapp auf eine Bank. Ein Insekt! Er griff in die Rocktasche. „Da — da fies!“ hielt ihr des Blatt vor die Augen.

Sie las: „Privatfernwarte mit allen modernen technischen Einrichtungen, Reflektor von 72 cm Öffnung — in Teramo zu mieten. Reisetanten —“

Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen. „Ja — und?“ fragte sie wieder.

„Ja — das gab mir wohl den Auftrieb. Herumgelesen hat gewiß schon lange in mir. Aber was weiß man von schöpferischer Inspiration! Unruhe packte mich. Ich stand auf, ging. Ja, dann, Madel, dann lams halt. Was immer bei mir kommt, ist ein Witz schlug es ein durch das Dach meines Schädels mitten in den Hirn — vielleicht auch ins Herz. Weiß man alles nicht. Ist vielleicht geistig. Wenns nur endlich geendet hat.“

Er fand vor ihr berauscht, entrückt und von einer geistigen Schönheit, die sie erstittern machte.

„Und dann?“ trieb sie das Verlangen weiter, endlich zu erfahren warum er nicht zu seiner Hochzeit gekommen war.

„Dann? Ah! Ja, chérie, seit heute mittag weiß ich, unterhaltend und unumstößlich, und wenn die ganze astronomische Wissenschaft gegen dieses unmenschliche „Gefühl“ zeter schreit, weiß es, wie ich weiß, daß du dort sitzt und reizend aussiehst, dem grauen Kleid, das jenseits Neptun noch ein neuerer Stern in unserem Sternensystem kreist. Ich fühle es einfach, kann ich dir nicht sagen. Rühle es, viktorian aus den Abweidung in der Bewegung des Uranus und Neptun und aus der Lage der vier Kometenbahnen, die Grigul unterjucht hat. Ich ank ich wie eine plötzliche Erleuchtung, als ob eine mit einer dreitausend Tergigen Birne mir ins Gehirn geleuchtet hätte. Plötzlich ist in das Chaos da drinnen geblendet.“

(Fortsetzung folgt.)

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schörlauer

Leopold von Verlag Carl Dunder-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

„Aber der Bräutigam ist nicht gekommen. Er hat es vorzuzogen, das Weite zu suchen.“

„Ja, ma petite!“ Er nahm ihre Hand zwischen seine schwermütigen Seemannspranken, „ah, ma pauvre petite fille!“

Am Quai verabschiedeten sie sich. „Und morgen besprechen wir alles, was nun werden soll. Komm es dir nicht zu Herzen, das — das mit dem Bräutigam.“

„Ja!“ Sie schüttelte eine verächtliche Grimasse.

Doch der Doh verabschiedete sie zur Straße. „Und — noch eins, Père Jouse, du kriegt einen tüchtigen Baken ab von dem Gelde.“

„Ausgeschlossen! Ganz ausgeschlossen!“ Er wehrte beide Hände abweisend durch die Luft. „Ich und dir dein Geld abknöpfen. Das wäre ja gelacht! Ciao bellezza.“

Er stielte mit eiligem wiegendem Seemannsschritte davon „Au revoir, Père Jouse.“

Jetzt sah sie an dem Tisch, vor sich die Scheine ausgedreht, schon geordnet, und suchte zu begreifen. Da lag Geld, viel Geld, gegen das ihre armselichen Ersparnisse aus vielen Jahren zu nichts zerrannen. Sie bejaß 40 1/2 Millionen Francs. Das Gehirn schwirte, das Blut brauste in den Ohren. Die Kinderbände legten sich nach auf das Schachbrett der Scheine. Sou, wie es sich anfühlte! Küßli und glatt und —

Da frömte aus dem Gelde etwas in ihre Poren. Der Fluß des Goldes, Bongen und Sotzen. Sie rief nervös mit dem Arm die etwas plumpe Kassenpöke, den kleinen Gehilfen ihres kaffischen Profils.

Der Geiz und die Sparsamkeit ihrer Kasse umstrickte sie. Lefzte und Pifine sollten jede eine hübsche kleine Summe erhalten. Ja. Aber sonst keiner einen größeren Betrag. Nein, nein.

Sou, nun wollte sie rasch ins Hotel hinüberlaufen. Sie zog sich um, das hübsche leichte, graue Jungmädchenkleid wählte sie, das sie an jenem Abende getragen hatte, als Peter sie zum ersten Male im „Kad“ sah. Ihre Gedanken rannten. Die Bar du Lion nahm sie nun natürlich nicht. Nein, fort von Marcielle, weit fort. Nach Paris, wo keiner sie konnte. Wer konnte wissen! Warum nicht